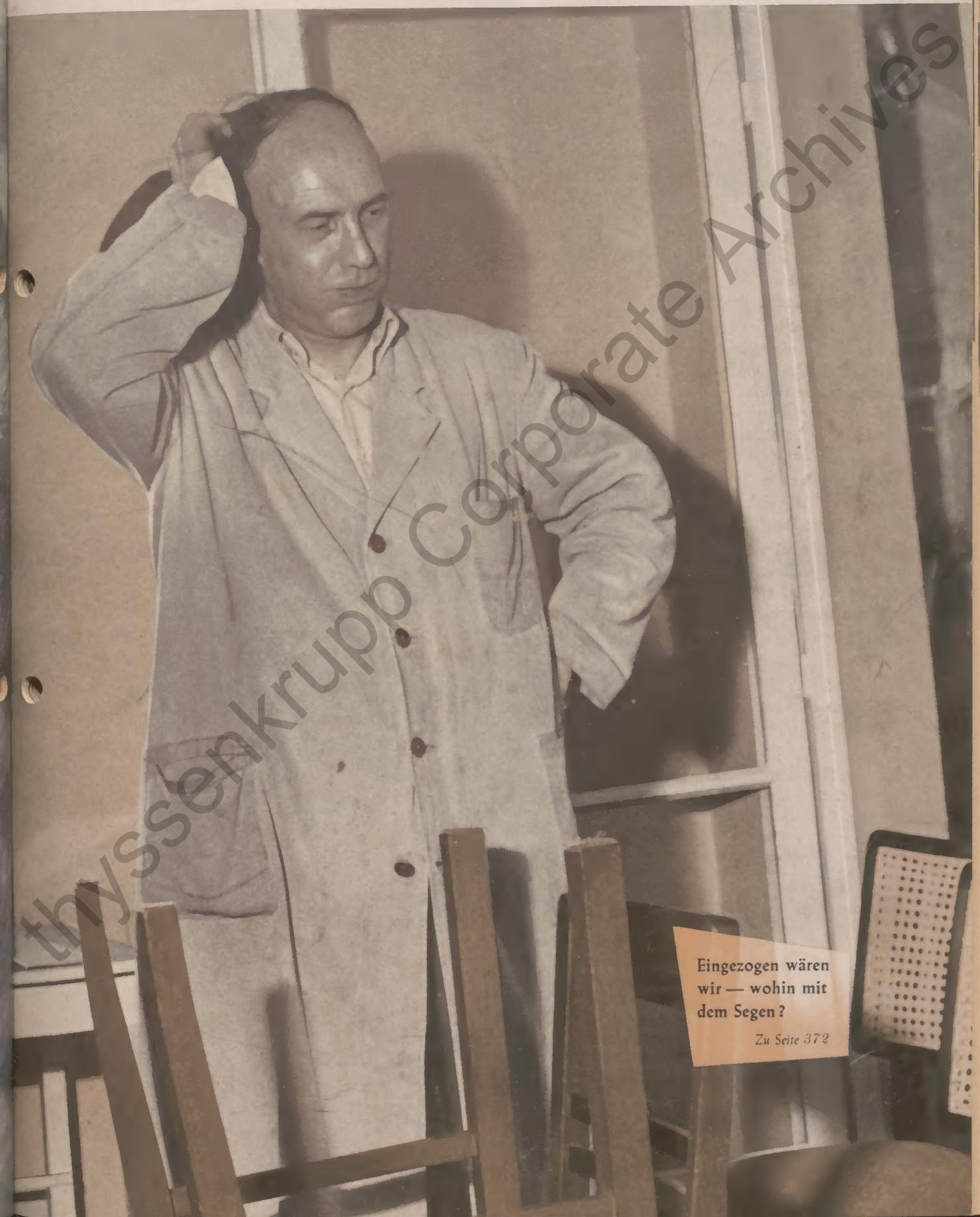


WERKMITTEILUNGEN

NR. 13 · SEPTEMBER 1954



Eingezogen wären
wir — wohin mit
dem Segen?

Zu Seite 372

Wie ich mir meinen Chef wünsche

Nur eine Zuschrift haben wir im Briefkasten gefunden — aus Oberbilk. Wir veröffentlichen sie nachstehend, weil hier einer frei weg von der Leber sagt, was er denkt. Sollte es den anderen etwa an der bekannten Zivilcourage gefehlt haben? Das wäre allerdings schade.

Von meinem Chef erwarte ich nicht mehr und nicht weniger, als daß es ein anständiger Kerl ist. Dann kann er von mir aus die höchsten Anforderungen stellen, von Natur aus kann er ruppig, auch gelegentlich schlecht gelaunt sein und sogar brüllen „H a l t“ (ob er brüllen darf?).

Und wenn es etwas zu tadeln gibt, dann soll er auch nicht vergessen, daß es oft auch etwas zu loben gibt. Überhaupt, er muß ein guter Psychologe sein, das ist sehr wichtig. Er muß sich auskennen in den menschlichen Stärken und Schwächen. Auf diese Weise kann er oft ungeahnte Kräfte mobilisieren und die Arbeitsfreudigkeit jedes einzelnen steigern.

Launen darf er haben, aber er soll sie nicht an mir auslassen! Der Chef soll nicht denken, er könne alles allein machen. Vertrauen ist wichtig, daher soll der Chef seinen Untergebenen freie Hand in ihrer Tätigkeit lassen.

Der Chef gibt seine Anweisungen nicht nur freundlich, sondern auch ganz genau. Er muß klar sagen, was und wie er es haben möchte. Ein Chef ordnet nicht nur an, sondern erklärt auch und gibt sein Wissen weiter.

Der Chef verlangt nicht, daß seine Mitarbeiter ihm unterwürfig nach dem Mund reden.

Ein Chef ändert nicht jede Minute seine Entschlüsse und macht dann seine Mitarbeiter für das „Durcheinander“ verantwortlich. Ein guter Chef geht mit gutem Beispiel voran!

Wenn er Pünktlichkeit verlangt, muß er selber pünktlich sein.

Ein guter Chef benutzt seine Mitarbeiter nicht als „Blitzableiter“! Der Chef übersieht auch mal einen kleinen Fehler seiner Mitarbeiter, denn er ist ja auch nicht fehlerfrei, er ist ja auch kein Übermensch.

Beide Teile, Chef und Mitarbeiter, müssen unbedingt Vertrauen zueinander haben.

Ist es zuviel, wie ich meinen Chef wünsche?

Aus dem Inhalt: Schweißtechnik und Werkstoff Stahl · Der erste Tag Nein — dieser Krach! · Vorhang auf · Unterwegs für Reisholz · Klippen der Erziehung · Wieder ein Schritt weiter · Die Geschichte von dem Hute

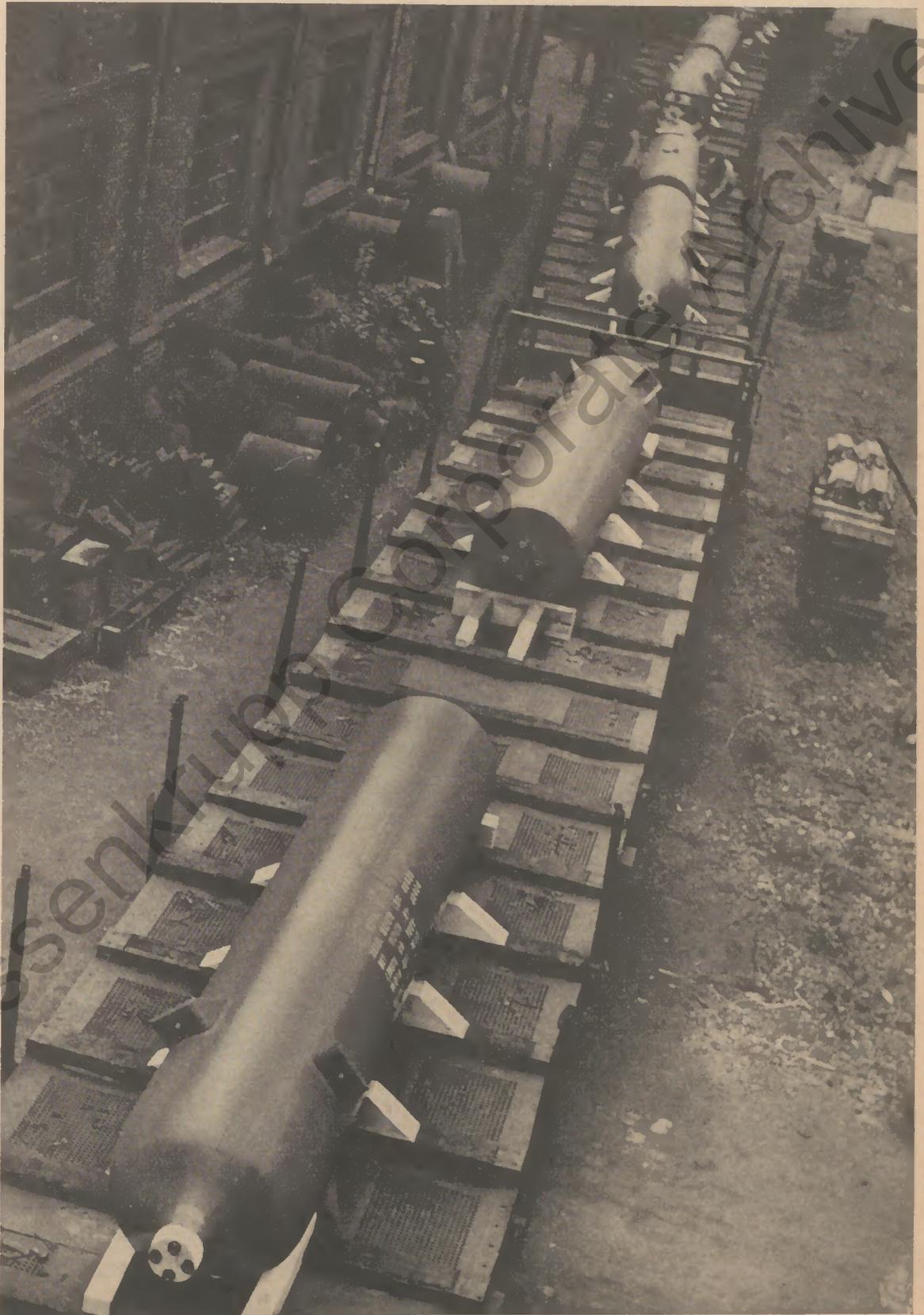
Eine für die Entwicklung der Röhrenindustrie bedeutsame Erfindung machten die Gebrüder Mannesmann am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, als es ihnen gelang, nahtlose Stahlrohre herzustellen.

Obwohl die Menschen sich bereits das Eisen seit mehreren tausend Jahren vor unserer Zeitrechnung nutzbar machten und gelernt hatten, es zu bearbeiten und zu formen, fand man Verfahren zur Herstellung nahtloser Stahlrohre erst in den achtziger Jahren. Die Voraussetzungen ergaben sich durch die Möglichkeit des Baues von Maschinenanlagen, die die erforderlichen Pferdestärken liefern konnten. Mit bloßer Menschenkraft war hier nichts auszurichten.

So entstanden um die Jahrhundertwende in Düsseldorfs Umgebung drei der wichtigsten Erzeugungsstätten für nahtlose Rohre, und sehr bald gab man der Stadt den Beinamen „die Röhrenstadt“. Diese Betriebe waren das Mannesmann Werk in Düsseldorf-Rath, die von Ehrhardt gegründete Preß- und Walzwerk A. G., jetzt Stahl- und Röhrenwerk Reisholz G. m. b. H., und das Werk Poensgen in Lierenfeld, jetzt Rheinische Röhrenwerke AG. mit seiner Verwaltung in Mülheim (Ruhr). Jedes dieser Werke arbeitete nach einem anderen Verfahren. Mannesmann und Ehrhardt gingen vollkommen verschiedene Wege, sie waren aber beide Schrittmacher für die Welt. Die Gebrüder Mannesmann gingen von einem runden Block aus. Mit Hilfe von schrägliegenden, tonnenförmigen Walzen gelang es ihnen, diesen runden Block im sogenannten Schrägwalzwerk zu lochen.

Dieses Verfahren bewirkte ein Aufreißen des Blockkerns, wobei der sich bildende Hohlkörper von einem Dorn aufgenommen wird.

DIE PRESSEREI



Akkumulator-
flaschen
für eine Hochdruck-
anlage auf dem
Wege in die USA.
Gute Sicherung der
Ladung auf den
Waggons ist bei diesen
schweren Teilen sehr
wichtig. Auf dem
zweiten Wagen wird
letzte Hand angelegt,
ehe der Zug unser
Werk verläßt.

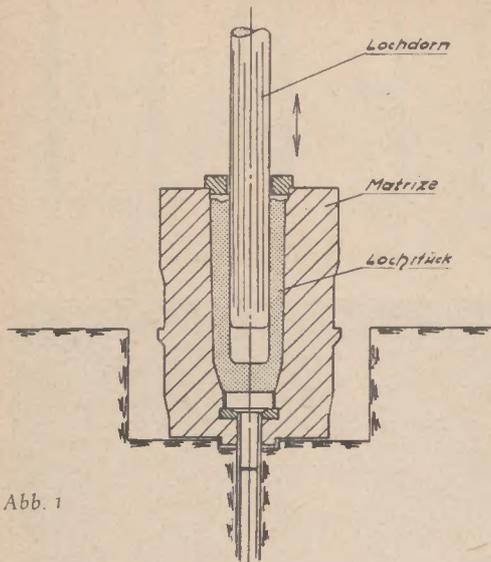


Abb. 1

In den Jahren 1886/87 wurde dieses damals aufsehenerregende Verfahren in Deutschland zum Patent angemeldet.

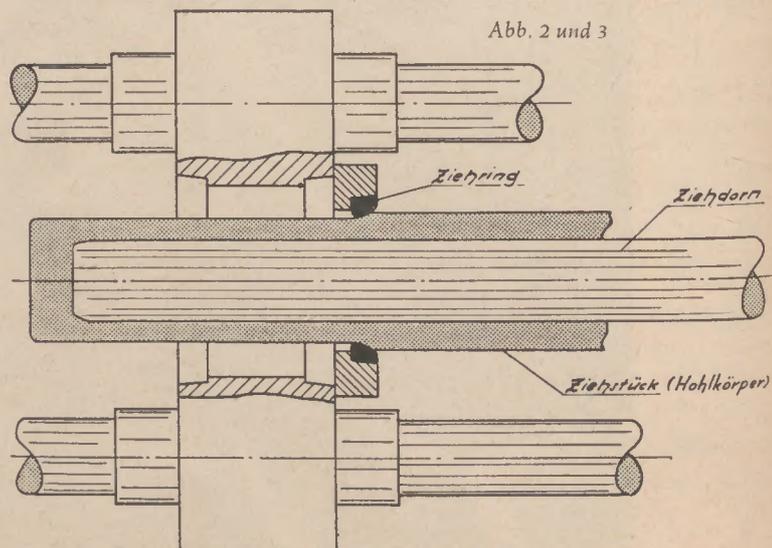
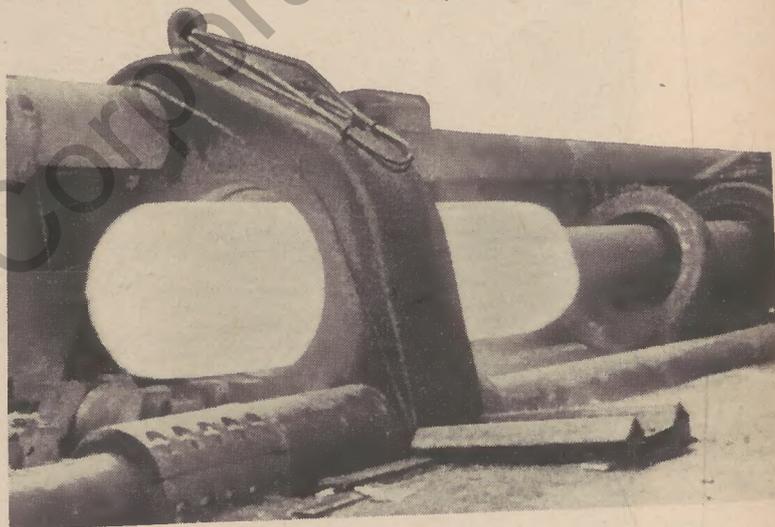
Auf dem Werk Poensgen wurde zunächst das Schwedenverfahren und die von Stiefel in Amerika gefundene Arbeitsweise angewandt, welche dem Mannesmann-Verfahren nicht ganz unähnlich ist.

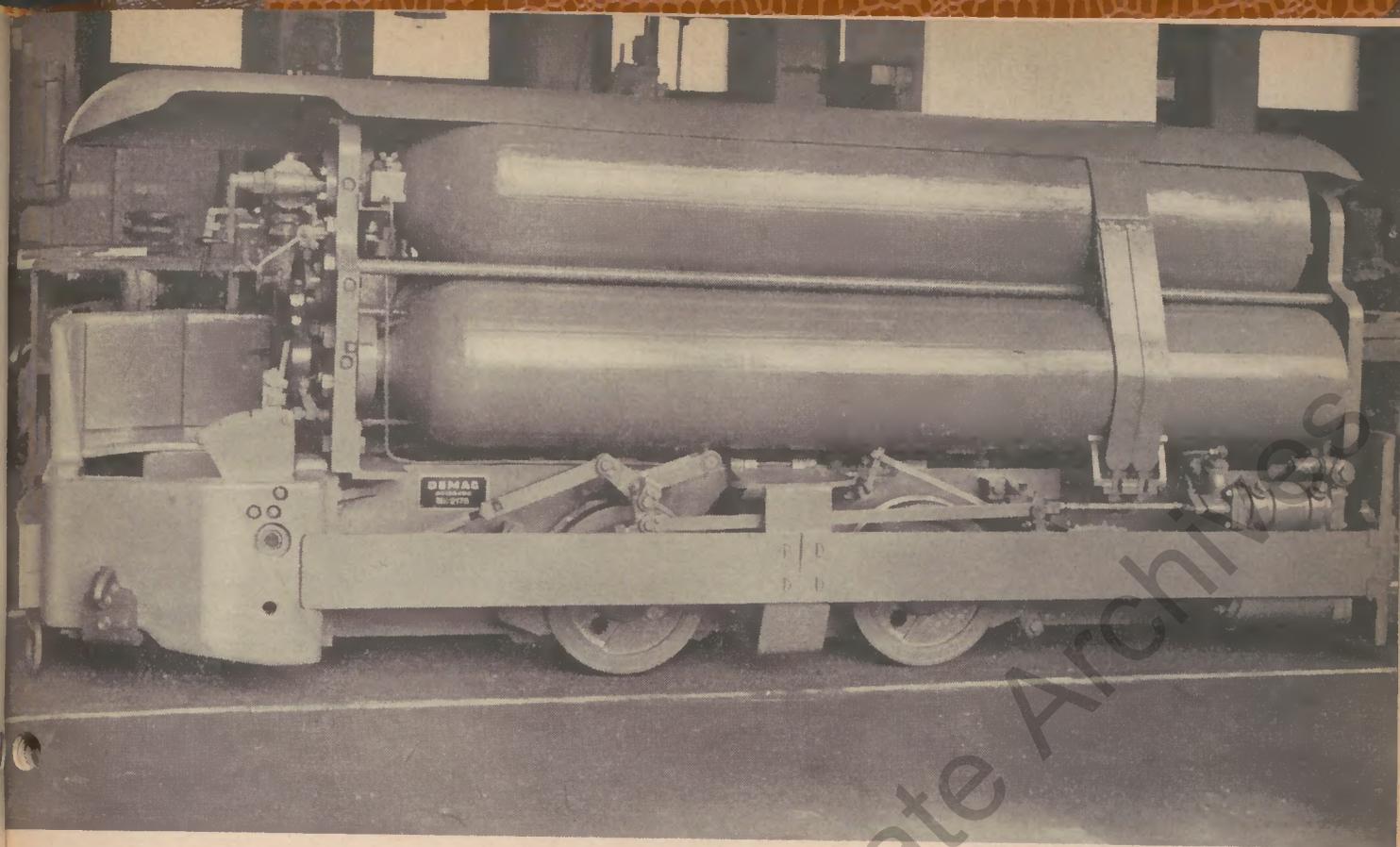
Was hat es nun mit dem Ehrhardt-Verfahren auf sich? Hier muß vorausgeschickt werden, daß die Herstellung nahtloser Stahlrohre im landläufigen Sinne nicht im Vordergrund stand. Bei der Gründung unseres Werkes lag Geheimrat Ehrhardt an der Herstellung großer röhrenförmiger Hohlkörper mit sehr dicker Wandung, die er mit Hilfe eines Walzwerkes aufweitete. Zusammen mit einer im Innern des Hohlkörpers arbeitenden Walze wurde die Wandstärke verringert, was sich in einer Zunahme des Umfanges auswirkte. Es entstand ein sogenannter Kesselschuß, der die üblichen genieteten Lokomotivkessel ersetzen sollte. Das Bedürfnis nach Rohren und Hohlkörpern, die durch größeren inneren Druck beansprucht werden konnten, lag damals im Zuge der technischen Entwicklung, die allmählich z. B. auf dem Gebiet des Dampfkesselbaues zu höheren Betriebsdrücken überging. Die von Ehrhardt angemeldeten Patente datieren aus dem Jahre 1891. Kennzeichnend für das Verfahren ist die Einfachheit der Arbeitsgänge. Ein Block von quadratischem bis vieleckigem Quer-

schnitt wird in einer runden Matritze so ge-
locht, daß ein Boden an dem Lochstück ver-
bleibt. (Abb. 1) Hierbei ging Ehrhardt von
dem Gedanken aus, daß es verhältnismäßig
wenig Kraftaufwand erfordert, wenn der Loch-
dorn das Material nur zur Seite zu drücken
braucht. Das dadurch entstandene runde Loch-
stück wird mit Hilfe einer Dornstange, über
die es gesteckt wird, durch verschiedene,
kleiner werdende Ringe zu einem dickwandi-
gen röhrenförmigen Hohlkörper ausgestreckt.
(Abb. 2 u. 3)

Das also war der Stand der Dinge bei Grün-
dung unseres Werkes in der Presserei, die die
älteste Betriebsabteilung in Reisholz ist.

Zunächst kamen eine hydraulische 1200 t Loch-
presse, eine große Ziehpresse von 650 mm
Zylinderdurchmesser, 5 m Hub und 1000
bzw. 650 t Druck sowie eine kleinere Zieh-
presse für 500 t Druck zur Aufstellung.





Vor Jahren stürzte eine Grubenlokomotive dieser Art, die mit Preßluft betrieben wird, mehrere hundert Meter tief in einen Schacht. Als man den Trümmerhaufen wieder ans Tageslicht befördern wollte, waren nur noch unsere Hochdruckflaschen heil.

Die Pressen arbeiteten mit 300 Atm. Wasserdruck unter Verwendung von Gewichtsakkumulatoren. Dieser hohe Druck und derartige große Pressen mit langen Hübten waren für damalige Verhältnisse schon etwas Besonderes. Es gibt da noch verschiedene ältere Arbeitskollegen, die in der Presserei groß geworden sind und den jüngeren einiges erzählen könnten.

Schwerste Hand- und Muskelarbeit mußte in den ersten Jahren geleistet werden. Große geschmiedete Vierkantblöcke von 10 t Gewicht wurden beispielsweise im Rollofen gewärmt und wurden durch den Ofen heruntergekantet. 3–4 Mann an jeder Seite des Ofens und mit „hauruck“ schaffte man es, natürlich auch mit viel Schweiß. Ähnlich war das Arbeiten am Stoßofen, wo Blöcke von 50–3000 kg durchliefen und ein Blockdrücker auch nicht von Anfang an vorhanden war. Die Arbeit an den Pressen selbst, auf den Generatoren, in der Bördelschmiede, die ebenfalls zum Preßbau gehörten, war nicht minder schwer. Der

Zuschlaghammer beherrschte das Feld und man bekam Respekt vor dem Mann, der 10 Stunden am Tage den Hammer geschwungen hatte. Die Reparaturkolonne (die Presserei hatte in der ersten Zeit ihre eigene) bewältigte damals mit Schrott- und Kreuzmeißel die schwierigsten Sachen, bevor der erste Schneidbrenner die Arbeit erleichterte. So ist alles langsam gewachsen, was man heute als selbstverständlich ansieht.

Mit der Zeit kamen die Verbesserungen der Einrichtungen, Tieföfen mit den dazu gehörenden Kränen. Die Gewichtsakkumulatoren der Presserei, welche damals als die größten für den Druck 300 Atm. galten, die es überhaupt gab, wurden durch Luftakkumulatoren ersetzt, und die Beheizung der Öfen wurde von Generatorgas auf Ferngas umgestellt.

In den Jahren bis zum ersten Weltkrieg und auch noch einige Jahre danach diente die Erzeugung der Presserei zum großen Teil dazu, um das nahtlose Walzwerk zu versorgen, das sich nicht nur für die Herstellung nahtloser

Kesselschüsse für Lokomotiven, sondern auch zum Auswalzen dickwandiger Trommeln bis zu 3 m ϕ für Turbinen-Zylinder sehr gut eignete, für die das Ausland, besonders England, großes Interesse zeigte. Neben dem großen Walzwerk arbeitete noch ein kleineres Walzwerk, in dem hauptsächlich nahtlose Zentrifugentrommeln ausgewalzt wurden. Beide Walzwerke wurden von einer liegenden Dampfmaschine 2000 PS und durch ein gewaltiges Schwungrad angetrieben.

Daneben zählte bald auch die Fertigung von nahtlosen Rohren der verschiedensten Dimensionen von 100 mm l. ϕ aufwärts zum ständigen Arbeitsprogramm der Presserei. Ferner war, insbesondere auch aus dem Ausland, stets sehr große Nachfrage nach Vierkantrohren in quadratischer oder rechteckiger Form von 100x100 bzw. 110x125 bis 315x315 bzw. 180x380 mm lichte Weite, wie sie in der

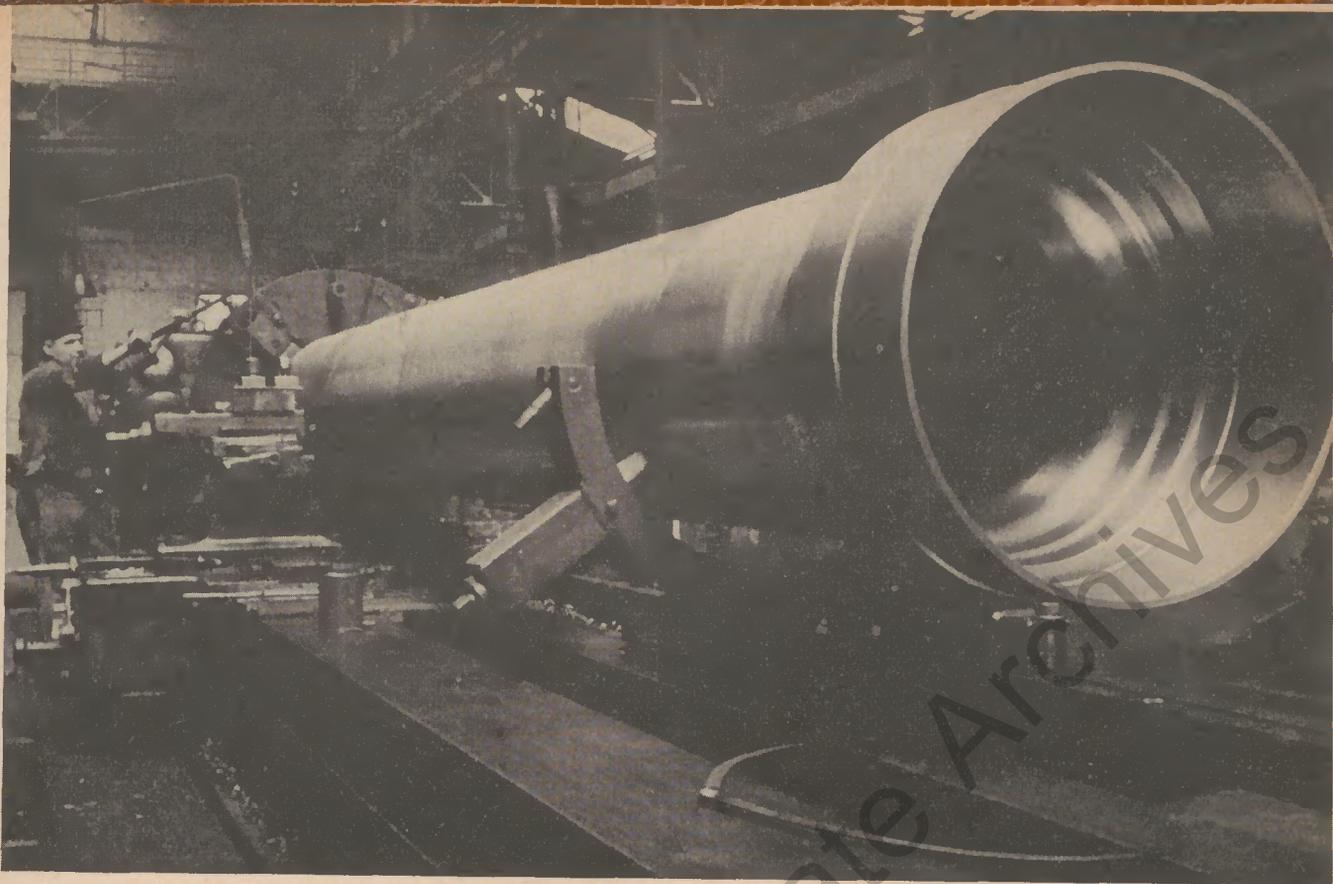
Hauptsache im Kesselbau gebraucht werden. Die für die Presserei wichtigsten Erzeugnisse, die den Namen unseres Werkes in aller Welt bekanntgemacht haben, sind die nahtlos gepreßten und gezogenen Stahlbehälter bis zu 3000 Liter Inhalt für hohe und höchste Drücke für hydraulische Akkumulatoren, für Grubenlokomotiven, für Speicherung hochkomprimierter Gase oder für sonstige Zwecke in der chem. Industrie. Während in den ersten 10 Jahren nur Behälter bis 500 l. ϕ hergestellt werden konnten, wurden die Abmessungen auf das Doppelte gesteigert, nachdem August Thyssen das Werk übernommen hatte. Nur so konnten die großen Anforderungen, die insbesondere auch von der chemischen Industrie in den letzten 3 Jahrzehnten gestellt wurden, erfüllt werden.

Doch nicht allein die chemische Industrie, sondern auch der Kesselbau, bis jetzt stets



Einschweißstutzen an einem nahtlosen Sammler.

In diesem Falle finden nahtlos gepreßte dickwandige Rohre als Bauteile für Dampfkessel in Kraftwerksanlagen Verwendung.



Aus nahtlos gepressten dickwandigen Rohren entstehen auf der Drehbank in unserer Mechanischen Werkstatt Schleudergußkokillen. Sie dienen in der Eisengießerei als Form zur Herstellung von gusseisernen Leitungsrohren, wie man sie bei Verlegungen in den Straßen öfter sehen kann. Die Form der an einem Ende befindlichen Verbindungsmuffe ist schon hier gut zu erkennen.

ein guter Kunde der Presserei, ist gewaltig fortgeschritten. Wer hätte vor 20 Jahren gedacht, daß Dampfdrücke von 180 Atm. und Temperaturen von 560 Grad C im Kesselbau heute schon nichts ungewöhnliches mehr darstellen.

Hier hat sich der Preßbau immer wieder den veränderten Verhältnissen angepaßt und muß weiter dauernd bestrebt sein, durch gewissenhafte und sorgfältigste Arbeit sich das Vertrauen zu erhalten, das unsere Kundschaft uns bis jetzt entgegengebracht hat.

Erwähnt mag hier sein, daß die Presserei die ersten überhaupt hergestellten Hochdruckdampftrömmeln geliefert hat und zwar wurden uns diese im Jahre 1910 durch die Ascherslebener Maschinen-Fabrik AG. nach Patenten der Schmidt-Heißdampf-Gesellschaft, Kassel, bestellt: Mäntel nahtlos gezogen, Böden geschmiedet und durch Keilschweißung (Wassergas) vorgeschweißt.

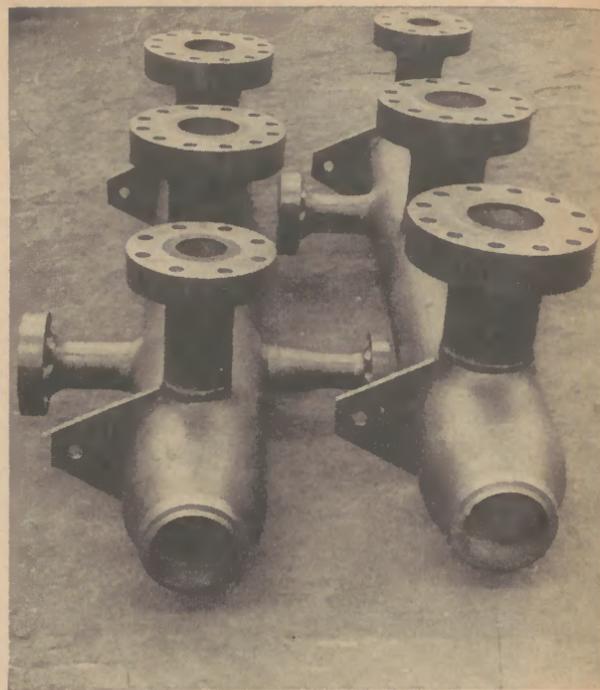
Ebenso wurde der erste Löffler'sche Hochdruck-Versuchskessel in unserer Presserei angefertigt.

Sorgfältigste Arbeit und Herstellung allein gewährleisten noch nicht die Qualität der Erzeugnisse, wenn nicht auch das Material als solches erstklassig beschaffen ist. Solange der Stahl von auswärts bezogen werden mußte, gab es viele Sorgen in dieser Hinsicht. Seitdem aber das Oberbilkker Stahlwerk fast ausschließlich unseren Stahl liefert, sind diese Sorgen behoben und wir wollen unseren Arbeitskollegen in Oberbilk gern bestätigen, daß sie uns nicht im Stich gelassen haben. Dies gilt nicht nur für das Martinswerk, sondern auch für die Versuchsanstalt, die in erster Linie die Verantwortung für die Einhaltung der von den Kunden geforderten Güterwerte trägt. Aufgabe des Betriebes bleibt auch fernerhin, die Einrichtungen zu verbessern mit dem Zwecke der Verbilligung der Herstellung und der Erhöhung der Qualität.

Dr. Bornhofen

„Schweißen und Schneiden“

Auch in diesem Jahr fand in Essen wieder die Fachschau „Schweißen und Schneiden“ statt. Wie sehr die Fortschritte auf diesem Gebiet unserer Arbeit schon vor Jahren zustatten gekommen sind, ist aus dem Bericht von Dr. Bornhofen über die Presserei zu ersehen, in welchem er davon berichtet, mit wieviel Mühe unserem Werkstoff Stahl zu Leibe gerückt werden mußte, ehe der Schneidbrenner in Gebrauch kam. Ebenso bekommt manches Erzeugnis der Presserei erst mit Hilfe der Schweißtechnik unter Berücksichtigung neuester Erfahrungen und Erkenntnisse auf diesem Gebiet seine endgültige Form und Verwendbarkeit wie dieser Dampfverteiler aus nahtlos gepreßten und gezogenen dickwandigen Rohren oder das Sammlerrohr mit seinen Anschlußstutzen, welche unser Bild auf Seite 354 zeigt. Der nachfolgende Aufsatz „Schweißtechnik und Werkstoff Stahl: eine glückliche Ergänzung“ sagt deshalb manches über Zusammenhänge, die nicht immer für unsere Werksangehörigen erkennbar aber doch wegen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung auch für uns wichtig sind.



Die Eisen- und Stahlindustrie des deutschen Bundesgebietes der Jahresmitte 1954

Der Eisen- und Stahlmarkt stand im ersten Halbjahr 1954 im Zeichen einer kräftigen Belebung. Die Nachfrage nach Walzstahlfertigerzeugnissen, die schon in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres eine leichte Steigerung zeigte, hat sich, besonders im Mai und Juni, beträchtlich erhöht.

Der Auftragszugang war im Monatsdurchschnitt des vergangenen Halbjahres um rund 40 v. H. höher als im entsprechenden Vorjahreszeitraum.

Die Belebung, die zunächst bei Stabstahl, Walzdraht, Bandstahl und Feinblechen spürbar wurde, hat nach und nach, wenn auch nicht mit gleicher Stärke, auf fast alle übrigen Sorten, zuletzt auch auf Grobbleche übergegriffen.

In den vergangenen Monaten hat also der Stahlmarkt den Anschluß an die aufsteigende allgemeine Wirtschaftsentwicklung gefunden. Damit ist auch der Anpassungsprozeß beendet, der sich im Zuge des Übergangs vom Verkäufer- zum Käufermarkt im vergangenen Jahre ergab. Die Verbraucher dehnen nunmehr, nachdem sie ihre Lager berichtigt haben, ihre Bestellungen in dem Umfang aus, der ihren Erzeugungserwartungen entspricht. Da die Lieferungen hinter dem Anstieg der Nachfrage erheblich zurückblieben, sind die Auftragsbestände und die Lieferfristen bei den Werken der Eisen schaffenden Industrie wieder gewachsen.

Stahlröhren

Unter dem Eindruck der Ende 1953 und Anfang 1954 immer erneut auftauchenden Gerüchte und Gespräche über eine mögliche Ermäßigung der Eisenpreise, waren die Inlandsbezüge in den Wintermonaten, insbesondere aber auch in den beiden ersten Monaten des Jahres 1954, stark zurückgegangen.

Verbunden damit war selbstverständlich auch ein weiterer Abbau der Bestände bei Handel und Verbrauch.

Mit Bekanntwerden der für die Hersteller notwendig gewordenen Erhöhung der Röhrenpreise wurden daher nicht nur die Gespräche über eine Ermäßigung der Eisenpreise beendet, sondern gleichzeitig auch die Zurückhaltung der Käufer auf dem Inlandsmarkt. Infolgedessen setzte ein erheblicher Run ein, der nicht nur

dazu führte daß die Werksläger geräumt wurden, sondern auch den lagerhaltenden Großhandel zwang, sich von seinen eigenen Beständen in wenigen Tagen zu trennen. Hierdurch war es möglich, den Inlandsmarkt, der durch die einsetzende Bausaison stark angekurbelt wurde, mit dem notwendigen Material zu versehen, ohne daß eine Versorgungslücke auftrat, die sonst unvermeidbar gewesen wäre.

Hinzu kommt, daß das Ausfuhrgeschäft, dessen mengenmäßige Besserung sich bereits in den letzten Wintermonaten angedeutet hatte, sich festigte. Infolge der starken Nachfrage konnte auch eine leichte Besserung der Ausfuhrpreise eintreten.

Energieversorgung

Während Schwierigkeiten in der Stromversorgung nicht entstanden sind, hatte die Gasknappheit des vergangenen Winters schwerwiegende Nachteile zur Folge. Die sich daraus ergebenden Unkosten bedeuteten zeitweilig eine sehr empfindliche Belastung der Werke.

In der Abwendung künftiger Gasversorgungsschwierigkeiten liegt daher eine wichtige Aufgabe. Die Eisen schaffende Industrie hat zu dieser Frage beachtliche Vorschläge gemacht, die sich insbesondere auf die Ausschöpfung der in der Verbundwirtschaft Kohle-Eisen noch vorhandenen Möglichkeiten stützen. Mit den Vorschlägen befassen sich seit einiger Zeit die maßgeblichen Kreise. Weder diese Bemühungen noch verschiedene von der öffentlichen Gasversorgung in die Wege geleitete Maßnahmen berechtigen aber dazu, dem kommenden Winter besonders hoffnungsvoll entgegenzusehen. Gelingt es nicht, die Voraussetzung für eine starke Ausnutzung der Kokereikapazitäten zu schaffen, so dürfte es schwer sein, den Anforderungen der Verbraucher im Winter gerecht zu werden. Ein notwendiger Beitrag in dieser Richtung ist es, die Auflösung der Kokshalden zu begünstigen, um die Vorbedingung für eine intensivere Beschäftigung der Kokereien im Winter und damit einer Erhöhung der Gasdarbietung in den kritischen Monaten zu schaffen.

Schweißtechnik und Werkstoff Stahl: eine glückliche Ergänzung

Seit etwa 30 Jahren hat die Schweißtechnik auf dem Gebiet der Eisen- und Stahlverarbeitung zunehmend Eingang gefunden. Heute wird schätzungsweise ein Drittel der Weltstahlerzeugung mittels irgend eines Schweißverfahrens weiterverarbeitet.

Die Erfolge der Schweißtechnik waren auf vielen Gebieten der Stahlverwendung nahezu revolutionierend. Die Schweißtechnik ermöglichte eine beträchtliche Senkung des spezifischen Stahlverbrauchs und eine Verringerung des Zeitaufwandes der Fertigung, also eine Kostensenkung in weiten Bereichen der Verarbeitung.

Mit der relativen Verbilligung der mittels dieses Verfahrens erstellten Güter (Maschinen, Apparate, Geräte) ist aber die Nachfrage nach ihnen und damit die Nachfrage nach Stahl in den letzten Jahrzehnten ständig gewachsen. Das beste Beispiel hierfür bietet der enorme Aufschwung

des Kraftfahrzeugbaus, der seine Vorbedingung zu einem großen Teil in der Schweißtechnik hat. Die Herstellung einer modernen Stahlkarosserie ist ohne sie nicht mehr vorstellbar.

Aber nicht nur in den traditionellen Bereichen seiner Verwendung hat die Schweißtechnik anregend auf den Verbrauch von Stahl gewirkt. Die durch das Schweißen eröffneten neuen Möglichkeiten der Formgebung haben dem Stahl weite Verwendungsgebiete neu erschlossen, in die er ohne die Schweißtechnik nicht hätte eindringen können. So ist der Bau von Rohrleitungen, der ja zunehmend an Bedeutung gewinnt, erst durch das moderne Schweißen technisch ermöglicht worden. Mit Rücksicht auf die bei Öl- und Ferngasleitungen erforderliche hohe Dichtigkeit wurden derartige Projekte erst durchführbar, als es gelang, unlösliche Verbindungen der einzelnen Rohrlängen herbeizuführen.

Die Verdrängung von Holz im Bergbau durch Stempel und Kappel aus Stahl ist durch die Schweißtechnik ermöglicht, da gegossene Stempel zu teuer und zu schwer für die Verwendung unter Tage sind. Pro Jahr werden mehr als 40 000 Tonnen Stahl für diese Zwecke eingesetzt. Aber auch für die Mechanisierung im Bergbau kommt dem Stahl in Verbindung mit der Schweißtechnik in Zukunft große Bedeutung zu.

Stahl und Schweißtechnik ergänzen sich also in idealer Weise. Mittels der Schweißtechnik kann der spezifische Stahlverbrauch laufend gesenkt und über eine verbilligte Serienerzeugung der Verbrauch insgesamt gehoben werden. Die durch das Schweißen erreichte Gewichtsverminderung ermöglicht es dem Stahl, mit anderen Werkstoffen erfolgreich auf vielen Gebieten zu konkurrieren — so z. B. im Brücken-, Mast- und Hallenbau gegenüber dem Beton oder dem Holz — und in neue Verwendungsgebiete vorzudringen. Auch die durch die Schweißtechnik mögliche elegantere und formschönere Ausführung in Stahl kommt diesem Werkstoff zustatten.

Bei der Beurteilung der Auswirkungen der Schweißtechnik auf den Stahlverbrauch wird häufig nur die unmittelbar erzielte spezifische Gewichtsparsnis berücksichtigt und demzufolge geschlossen, daß die Schweißtechnik zur Senkung des Stahlverbrauchs führe. Eine solche einseitige Betrachtung wird den Zusammenhängen nicht gerecht. Sie ist ebenso verfehlt, als wenn man bei der Beurteilung der zunehmenden Mechanisierung und Rationalisierung der industriellen Produktion nur den unmittelbaren Effekt der Freisetzung von Arbeitskräften berücksichtigen würde, nicht aber die vermehrte Nachfrage nach Arbeitskräften, die als Fernwirkung aus anderen Bereichen der Wirtschaft in einem derartigen Prozeß infolge der Verflechtung aller Wirtschaftsvorgänge erwachsen wird.

Nach wie vor bleibt die Frage des Einsatzes anderer Brennstoffe daher vordringlich. Ein Werk der Eisen- und Stahlindustrie konnte sich die Ausbeute eines Erdgasaufkommens sichern, wobei natürlich nicht an eine Behelfsfeuerung in der kalten Jahreszeit, sondern an kontinuierlichen Dauerbezug gedacht ist. Als Ausweichbrennstoff kommt außer dem Flüssiggas, das bisher auf Eisenhüttenwerken nur in verhältnismäßig geringem Maße Eingang gefunden hat, vor allem das Heizöl, und zwar sowohl Teeröle als auch mineralische Öle in Betracht.

Mit weiteren Steigerungen des Heizölverbrauchs ist zu rechnen, wenn die kalkulatorischen Voraussetzungen gegeben sind. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß Werke, die sich einmal auf die Mitverwendung von Heizöl einstellten, den Bezug keineswegs auf die kalte Jahreszeit beschränken, sondern laufend Öl mit verfeuern. Während früher bei Frühlingsbeginn der Heizölbedarf stark zurückging, ließ er in diesem Jahr nur wenig nach. Bei sich gleichmäßig über das ganze Jahr erstreckendem Verbrauch kann das Öl allerdings kaum wesentlich dazu beitragen, die Gasspitzenzeiten zu entlasten.

Beschäftigungsstand

Die Belegschaft der Eisen- und Stahlindustrie des Bundesgebietes betrug am 31. 3. 1954 272 047 Beschäftigte gegenüber 274 168 Beschäftigten am 31. 12. 1953. Die Beschäftigtenzahl hat demnach um 2 121 Beschäftigte abgenommen.

	Beschäftigte			
	31. 12. 53	31. 1. 54	28. 2. 54	31. 3. 54
Arbeiter	236 106	234 016	233 353	233 664
Angestellte	38 062	38 150	38 209	38 383
	274 168	272 166	271 562	272 047

Bezogen auf den Stand vom 31. 12. 1953 hat die Zahl der Arbeiter um 1,6 Prozent abgenommen und die Zahl der Angestellten um 0,8 Prozent zugenommen.

Der 1. Tag

Hermann Eschmann war 15 Jahre alt, als sein Vater ihn aus der Schule nehmen mußte. „Faul, dabei durchaus begabt!“ hatten die Lehrer erklärt. Der Bursche duldete keinerlei Zwang. Selbst in seinem Lieblingsfach, der Physik, arbeitete er nur dann mit, wenn ihm die Sache gefiel.

Der Junge hatte Glück. Er bestand die Eignungsprüfung in einem modernen Werk der feinmechanischen und optischen Industrie. Der Vater schenkte dem Chef reinen Wein ein: „Hermann ist ein schwieriger Bursche!“ „Ich habe einen ausgezeichneten Lehrlingsmeister!“ versicherte der Chef. „Außerdem lobte der Hermann. — Der Junge war voller Eifer bei der Eignungsprüfung!“

Am Abend vor dem Beginn seiner Lehrzeit nahm Vater Eschmann seinen Ältesten noch einmal ins Gebet. „In der Schule hast du versagt!“ „Das weiß ich!“ „Mach mir im

langsam, wie zum Zornigwerden langsam hatte sich der Junge immer auf den Weg zur Schule gemacht! —“

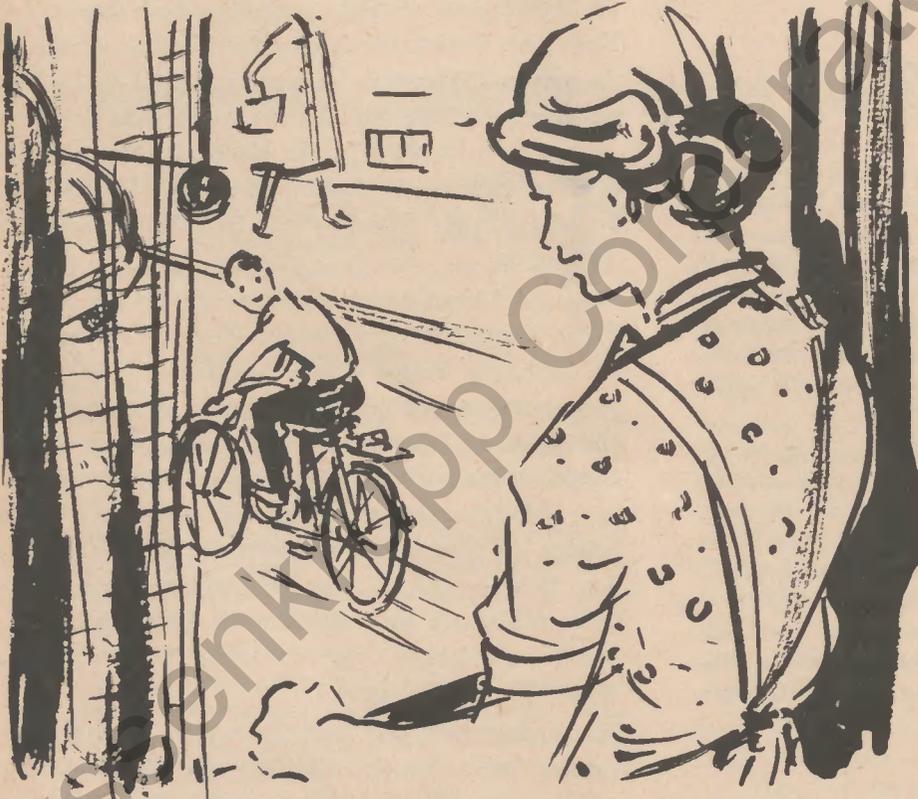
„Hier ist dein Schrank, Hermann! Tadellose Ordnung, mein Lieber! Ich verlasse mich auf dich!“ sagte der Lehrlingsmeister, ein junger, straffer Mann mit hellen, scharfen

Augen, der den neuen Lehrling einführte. In der ersten Stunde durfte sich Hermann alles allein ansehen. Er guckte den anderen Lehrlingen über die Schulter. Hier ging alles sehr frei und ungezwungen zu. Dennoch spürte man den einigenden Willen des Meisters, der sie alle an ihre Pflicht stellte. Die Jungen flöteten und sangen, sie traten auch einmal an eine andere Werkbank, wenn sie Rat brauchten. Mitten unter ihnen arbeitete ihr Meister. Hin und wieder warf er einen Blick auf die Arbeit seiner Schützlinge, verbesserte wort-

Werk keine Schande!“ Hermann antwortete nicht. Gegen seine Gewohnheit ging er früh schlafen. Die Mutter saß noch die halbe Nacht auf, um ihren Jungen für den ersten Arbeitstag auszurüsten.

Als Hermann am nächsten Morgen ins Werk fuhr, stand die Mutter am Fenster und winkte. Der Junge saß fröhlich auf seinem Rad. Er legte sich ordentlich ins Geschirr, um schnell aus der Sichtweite zu kommen. Die Mutter sann . . . „Wie

los einen Fehler, lobte laut ein gutes Stück. Als sich Hermann umgesehen hatte, wies ihm der Meister eine Werkbank zu. „Du bist hier für alles allein verantwortlich!“ sagte er mahnend. Der Junge nickte. Dann gab er ihm ein Werkstück in die Hand, erklärte kurz und ordnete an: „Feile erst einmal!“ In der Mittagspause zeigte Hermann seine erste Arbeit vor. „Ganz ordentlich für den Anfang! Du hast wohl früher schon gefeilt?“ „Ein wenig!“



„Hauptsache, du hast Lust dazu!“ „Ja, sehr!“ „Dann wird es mit dir auch klappen!“

Sie aßen gemeinsam zu Mittag in der Werkkantine. Neben Hermann saß der älteste Lehrling. „Der Alte ist in Ordnung!“ sagte er und wies unauffällig auf den Meister. „Aber er kann auch ein Aas sein!“ Hermann lachte: „Ich finde ihn prima!“ „Ist er auch! — Nur das Pfuschen kann er nicht ab!“ „Ich werde daran denken!“ Der Ältere zeigte auf einen Rotschopf: „Das ist Heinz. Zweites Lehrjahr. Gestern mußte er länger bleiben!“ „Nachsitzen?“ „So ähnlich. — Er wollte ein verpfushtes Stück mit einschmuggeln. Da kann der Alte fix unangenehm werden.“ — „Hm“ — machte Hermann.

Am Nachmittag erhielt der jüngste Lehrling einen neuen Auftrag. „Genau abmessen!“ forderte der Meister. Hermann dachte: „Babyleicht!“ Eine halbe Stunde vor dem Feierabend wollte er das Stück abgeben. Der Meister war gerade draußen. Schnell überprüfte er noch einmal und erschrak. Pfuscharbeit! Ein halbes Millimeter zuviel angefeilt! — Ein anderer Lehrling lachte: „Augenmaß, mein Lieber!“ Hermann stand ratlos da. Da flog ihm plötzlich ein neues Werkstück auf den Tisch. „Versuch es noch mal!“ sagte der älteste Lehrling kurz. Hermann hatte Glück. Der Meister kehrte erst zum Feierabend zurück. „Schluß für heute!“ rief er. Die Lehrlinge säuberten ihren Arbeitsplatz. Nur Hermann blieb an seiner Werkbank. „Nicht ganz fertig geworden?“ fragte der Meister. „Macht nichts! Noch etwas langsam, aber wenigstens kein Pfusch!“ Da zeigte Hermann das verunglückte Stück vor. Der Alte machte erstaunte Augen und prüfte es. „Saubere Arbeit! Schade, nur etwas zu viel abgenommen. Na, das Auge übt sich! Feierabend!“ „Ich möchte es nicht liegen lassen. In einer halben Stunde bin ich fertig!“ „Wie du willst. Du findest mich nachher vorn!“ erwiderte der Meister und verließ den Raum. Die anderen Lehrlinge lachten etwas. Aber Hermann ließ sich nicht beirren. Am Ende stimmte sein Werkstück.



Er brachte es dem Meister. Der stand bereits in Hut und Mantel. „Wer bezahlt die Überstunde?“ fragte er und blickte auf die Uhr. „Haben Sie nur auf mich gewartet?“ „Na, so schlimm wars nicht! Zeig mal her!“ Der Meister prüfte die Arbeit genau. „Für den Anfang nicht übel! Du liegst richtig!“ meinte er und gab Hermann die Hand. „Tschüs, bis morgen!“

Als Hermann daheim ankam, flötete er. Da versagte sich der Vater den Tadel für das Zuspätkommen. Beim Essen fragte die Mutter: „Wie wars?“ Der Junge strahlte: „Prima! Der Alte ist in Ordnung!“ Der Vater lächelte: „Du meinst wohl den Meister?“ „Natürlich!“ Nach einer Weile: „Du, da wird aber nicht gepfuscht! Saubere Arbeit!“ Mehr berichtete Hermann nicht. Er war sehr glücklich.

Hans Bahrs

Nein – dieser Krach!

Unter der Devise „Kampf dem Lärm“ bemühen sich seit langem unzählige Menschen, die Entwicklung der Technik in eine erträglichere Richtung zu drängen. Mit einer gewissen Betrübnis müssen wir gestehen: Viel besser ist es eigentlich noch nicht geworden! Woran liegt das nun? Sollte es nicht möglich sein, zu erkennen, wo der Hebel angesetzt werden muß?

Auf dem technischen Sektor kennt man grundsätzlich zwei Wege, zu einer Minderung der Lärmauswüchse zu gelangen: Entweder verringert man dort, wo es technisch möglich ist, das Lärmaufkommen, oder man versucht, wenn dies nicht gelingt, die Ausbreitung des Schalles zu hemmen, so daß er den Menschen nicht mehr so unmittelbar trifft. Es ist klar, daß man z. B. bei der Bekämpfung des Verkehrslärms nur den ersteren Weg beschreiten kann, denn draußen im Freien – speziell auf der Straße – sind die Möglichkeiten zur Behinderung der Schallausbreitung nur außerordentlich bescheiden.

Wer macht nun den Lärm?

Naturgemäß kommen in erster Linie die Fahrzeuge in Betracht, und unter diesen sind nur wenige Gruppen – etwa die neueren Personenkraftwagen und die Elektrofahrzeuge – nicht als Lärm-macher anzusehen. Mopeds und Krafträder, insbesondere auch die Kraft-Dreiräder, Lastwagen und Omnibusse und nicht zuletzt die Straßenbahnen sind durchweg gewaltige Lärmerzeuger, und die der Technik gestellte Aufgabe, die Geräusche dieser Fahrzeuge herabzumindern ist nicht geringfügig. Sie zerfällt streng genommen auch wieder in zwei Teilaufgaben: Die Dämpfung der Motorgeräusche, die sich wiederum aus Ansaug-, Auspuff-, Getriebe- und sonstigen Geräuschen zusammensetzen, und die Entdröhnung des eigentlichen Wagenaufbaus, der beispielsweise bei den Straßenbahnen die Hauptlärmquelle darstellt, während von den Motoren praktisch nichts zu hören ist.

Auf beiden Teilgebieten liegt eine Fülle von Erfahrungen vor, und moderne „flüsternde“ Motorräder, Lastfahrzeuge und Straßenbahnwagen stellen den Beweis dafür dar, daß die technischen Probleme im wesentlichen gelöst sind, womit natürlich nicht gesagt ist, daß sich diese Errungenschaften bereits auf der ganzen Linie in die Praxis eingeführt haben oder es in absehbarer Zeit zu tun versprechen. Die im Gebrauch befindlichen Fahrzeuge werden noch bestimmt bis zum Ende Ihrer Lebensdauer die Straßen bevölkern. Aber die Arbeit der Ingenieure an den Fahrzeugen muß ergänzt werden durch eine gewisse Disziplin auf Seiten der Fahrzeuglenker. Man kann schließlich mit den bestkonstruierten Fahrzeugen Lärm machen; man kann mit höchster Drehzahl in den kleinen Gängen fahren; man kann an jeder Straßenecke und zu jeder Tages- und Nachtzeit die Hupe betätigen. Jugendliche Kraftfahrer rasen nach Feierabend oder am Wochenende aus purer Freude am Lärmen hundertmal und öfters um ein und denselben Häuserblock und bringen die Bewohner zur Verzweiflung.

Das Bedürfnis, Lärm zu machen, ist kindisch, ist primitiv. Kinder schreien, kreischen und lärmten, und wer einmal mit einem einheimischen Kraftfahrer durch die Pyrenäen oder die Hohe Tatra gefahren ist, der weiß, wie „schön“ es ist, wenn der Fahrer als Naturbursche sein Lebensgefühl durch ein endloses „Lied auf der Hupe“ steigert. Wir aber leben in einer zivilisierten Gemeinschaft und das bedeutet, daß wir gegenseitig Rücksicht üben müssen. Der ungeduldige oder „lebensfreudige“ Huper sollte doch bedenken, daß er sich mit seinem Tun auf die Stufe der Primitiven stellt. Das gleiche tut jener, der mit Karacho auf seinem Motorrad dahin braust.

Längst hat die Medizin festgestellt, daß der Lärm schwere Gesundheitsschäden nach sich zieht. Das sollte alle einsichtig machen und uns dem Lärm „Kampf“ ansagen lassen!

Dipl.-Ing. O. Wilmes

Mir brummt der Schädel!

Das ist wohl die häufigste Beschwerde, die man von Arbeitskameraden bei der Arbeit zu hören bekommt. Und das in einer Welt, wo es so sehr darauf ankommt, „die Nerven zu behalten“!

Es ist deswegen wichtig, daß solche Beschwerden einmal genauer untersucht und ihre Ursachen festgelegt werden. Ist man dahintergekommen, so fällt es einem meistens selbst schwer, die fast immer wirklich vorhandenen Gründe beim richtigen Namen zu nennen:

Die Genußgifte sind es nämlich, die zu diesen brummenden Schädeln führen. Und nicht einmal darin liegt die Ursache, daß einer einmal ein Glas über den Durst getrunken hat, sondern daß er dann fast immer versucht, die ersten Folgen des einen Genußgiftes, das ist meistens der Alkohol, durch den Einsatz eines anderen Genußgiftes wettzumachen. Dieser Alkohol tritt beispielsweise selten allein auf, sein Verbündeter ist immer das Nikotin. „Wenn ich trinke, muß ich rauchen, und das Rauchen macht mir immer so einen schönen Durst!“ Hinzu kommt dann noch, daß sich viele Arbeitskollegen einreden, sie brauchten hinterher, um wieder „frisch“ zu werden, die Zigarette oder die Zigarre.

Dieser Kreislauf hat so manchen Unfall neben dem allgemein verbreiteten Brummschädel verursacht. – Das Nikotin nämlich verhindert die Ausatmung des Alkohols zur rechten Zeit. Ein Mensch, der abends sein Blut mit Alkohol überladet, dann aber in frischer Luft nach Hause pilgert, in einem gut gelüfteten Schlafzimmer schläft, kann annehmen, daß er nach acht Stunden den Alkohol los ist. Dazu verhilft ihm nämlich der Sauerstoff. Aber das Nikotin erschwert diesen Ausscheidungsprozeß derart, daß die Abscheidung des Alkohols bis zu 24 Stunden verzögert werden kann. Mit Alkohol und Nikotin ist aber die Reihe der Genußgifte nicht abgeschlossen. Da haben wir den so unentbehrlichen Bohnenkaffee. 99 % aller Europäer hängen so sehr an ihm, daß sie ihn mit rund dem 650fachen bezahlen, was er bei seiner Erzeugung gekostet hat.

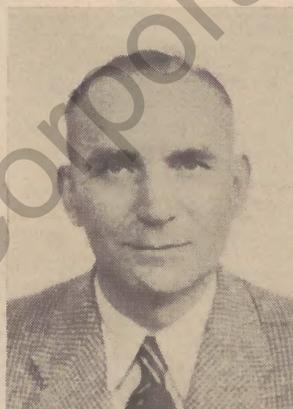
Um es gleich zu sagen: Wir wenden uns nicht gegen das eine gute Glas Bier, aber gegen das achte oder zehnte – nicht gegen einen dazu genommenen Schnaps, aber gegen die Schnapsflasche – nicht gegen drei oder vier Tageszigaretten, aber gegen die „Packungen und Stangen“ – nicht gegen eine Tasse Bohnenkaffee, aber gegen die Portionen. Vor allem müssen die Arbeitskameraden mit dem Brummschädel bedenken, daß man nicht die selbst als unangenehm bemerkten Folgen des Alkohols durch große Mengen Coffein abwehren kann, denn man bringt dadurch die Genußgifte im Körper in einem Wirbel der Kämpfe gegeneinander. Hier liegt der Grund für die vielen „unerklärlichen“ Zwischenfälle und Unfälle auch alter und erfahrener Arbeitskameraden. Dazu braucht man keineswegs „betrunken“ zu sein, denn die Folgen einer allzu reichlichen Ausspielung von Alkohol-Nikotin-Coffein-Wirkung haben mit der anfänglichen Erregung von Rauschzuständen nur noch indirekt etwas zu tun. Zusammen wirken sie aber auf Herztätigkeit, Blutkreislauf und Nervensystem allmählich so verheerend, daß bei der Arbeitsleistung infolge der damit bedingten Überanstrengung der Zusammenbruch dann anfallartig hervortritt. Alle Genußgifte verschleiern nämlich dem Betroffenen auf längere Zeit die wahre Wirkung auf den Körper. Dr. Herbert Schmidt-Lamberg

UNSERE JUBILARE

25 jähriges Jubiläum



Hermann Jendretzki
Wächter
Werk Reisholz
Eintrittstermin: 8. 4. 26

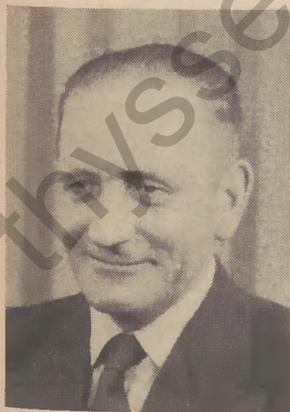


Wilhelm Heinrichs
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 19. 11. 26



Albert Conrad
Wächter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 22. 6. 27

15 jähriges Jubiläum



Ernst Magdalinski
Dampfkranführer
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 16. 7. 29



Wilhelm Necking
Rohrspitzer
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 23. 8. 29



Helene Offer
Reinemachefrau
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 24. 7. 39



Elisabeth Ingenhofen
Reinemachefrau
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 8. 8. 39

Gott segne Kupfer, Druck

und jedes andere

vervielfältigende Mittel,

so daß das Gute,

was einmal da war,

nicht wieder

zugrunde gehen kann

Goethe



Die Werkbücherei in Reisholz zog in einen freundlicheren Raum

Vorhang auf

Recklinghausen 1954

Daß inmitten der Arbeitswelt der Ruhr, zwischen Fördertürmen und Motoren, Festspiele stattfinden, ist ein Symbol und eine



Aufnahme des Ensembles aus „Nathan der Weise“, Dramatisches Gedicht von Gotthold Ephraim Lessing.

Mahnung zugleich. Wenn in diesem Jahr die Ruhrfestspiele zum achten Male ihren Vorhang öffneten, so muß uns das als schaffende Menschen mit Stolz und Freude erfüllen. Dort, wo vor neun Jahren noch Chaos herrschte, öffnen sich heute Jahr für Jahr die Pforten, um vielen Tausenden Stunden der geistigen Sammlung und seelischen Beglückung zu schenken. Entstanden aus der schönen Hilfsbereitschaft „Kohle gab ich für Kunst“ zeigt Recklinghausen, was starker Wille und zielbewußte Arbeit zu erreichen vermögen. Diesem Ziel, Meisterwerke gerade denjenigen Menschen nahezubringen, die durch ihren Beruf und ihre gesellschaftliche Stellung am meisten den Ge-



Will Quadflieg als Peer Gynt und Ellen Waldeck als Mutter Aase in „Peer Gynt“, Dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen.

fahren der Vermassung ausgesetzt sind, — also den Arbeitenden aller Schichten — dienen die Ruhrfestspiele in erster Linie.

So kühn der Gedanke war, den Hans Böckler erstmals durchführte, als so richtig hat er sich erwiesen. Die Ruhrfestspiele sollen die Brücke zwischen schöpferischer oder darstellerischer Kunst zum Publikum schlagen. Heute sind sie ein Begriff geworden und aus dem Leben aller Schaffenden nicht mehr hinwegzudenken. Sie werden uns jedes Jahr aufs neue wieder geschenkt.

Auch dieses Mal konnten wir durch unser Werk Karten für die Festspiele erhalten. Wir sahen u. a. „Peer Gynt“ von Ibsen, „Nathan der Weise“ von Lessing und „Der Revisor“ von Gogol. Wer diese Aufführungen miterlebte,

für den werden sie zu Erlebnissen geworden sein. Besonders wird „Nathan der Weise“ in unserer heutigen Zeit angesprochen haben. Zu diesem Drama sei kurz gesagt:

Lessing schrieb den „Nathan“ als 50jähriger, zwei Jahre vor seinem Tode. Er ist ein Bekenntnis seiner Weltanschauung. Wir besitzen in Lessings Werk das vollendete Bekenntnis zu den Grundlagen unserer geistigen Existenz: Menschenwürde und Gedankenfreiheit. Im Mittelpunkt dieses Dramas steht Nathans Erzählung von den drei Ringen. Sie läßt den jüdischen Kaufmann, den christlichen Tempelherrn und den mohammedanischen Kaufmann über die Unterschiede von Beruf, Rasse und Religion hinweg den Weg zu einem edlen Menschentum, zu Duldsamkeit und Güte finden. Edith Willutzki

Peer Schmidt als Iwan Alexandrowitsch Chlestakow und Hanns-Ernst Jäger als Ossip, sein Diener in „Der Revisor“, Komödie von Nikolaj Gogol.





Unterwegs für »REISHOLZ«

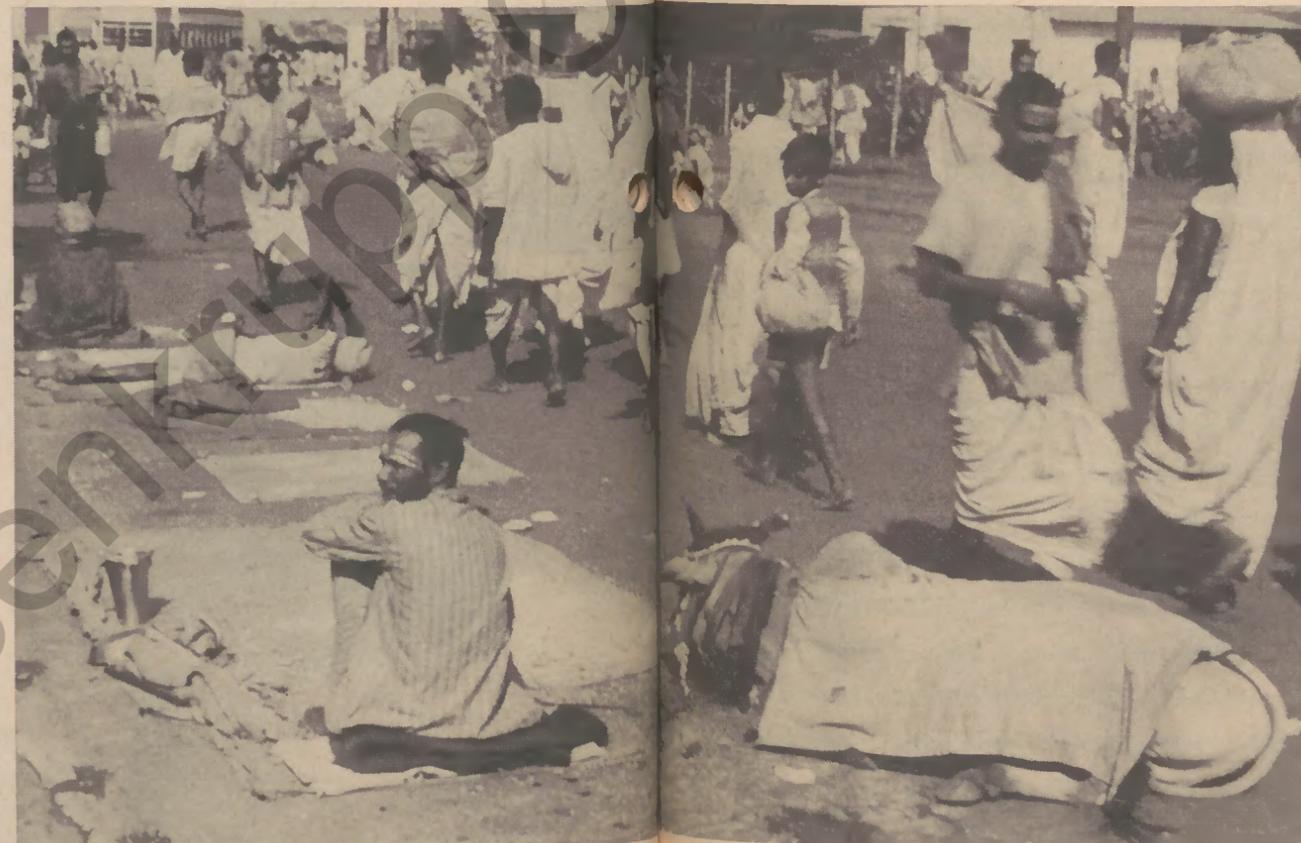
Das Flugzeug hatte uns nach Kalkutta getragen.

Was wir in Indien gesehen, was wir gehört und was wir dazugelernt haben, ist nur ein winzig kleiner Ausschnitt aus dem Leben eines 430 bis 440 Millionenvolkes. So, wie wir es sahen und wie es auf uns wirkte, wollen wir es unseren Lesern schildern. Nichts dabei beschönigen, aber auch nichts dabei weglassen.

1947 verließ der letzte englische Vizekönig das Land. Die Spannungen, die schon lange vorher zwischen Hindus und Mohammedanern bestanden, führten dann zu schweren Auseinandersetzungen und schließlich zur Aufteilung des Landes. Pakistan mit der heutigen Hauptstadt Karatschi wurde aus dem früheren Territorium herausgelöst. Man muß sich auch vor Augen halten, daß es ein West-Pakistan und ein Ost-Pakistan gibt, die mehrere tausend Kilometer voneinander getrennt sind. Die Einwohnerzahl von Pakistan liegt zwischen 70 und 80 Millionen. In erster Linie Mohammedaner.

Der größere Teil des Territoriums führt aber auch heute noch den Namen Indien mit der Hauptstadt Delhi und den wichtigsten Großstädten Kalkutta, Bombay und Madras. Die 360 Millionen Einwohner sind überwiegend Hindus. Ein kleiner Zipfel des Landes, oben am Himalaja-Gebirge gelegen, ist noch umstritten. Es ist Kaschmir, bekannt durch seine berühmten Kaschmirarbeiten (Schals, Teppiche, Holzschnitzereien), teils besetzt von pakistanischen Truppen, teils besetzt von indischem Militär. Aber die Einwohner scheinen sich an beiden nicht besonders zu stoßen.

Wer in Deutschland weiß, daß es damals, als es zur Teilung des Landes kam, Blutbäder gegeben hat, die an Grausamkeiten und an Elend dem, was Deutschland 1944 und 1945 erlebte, in nichts nachstanden, daß auch in Indien Millionen Menschen diese Auseinandersetzung zwischen den beiden Konfessionen mit ihrem Leben bezahlen und weitere Millionen unter Zurücklassung all ihrer Habe flüchten mußten, die Mohammedaner nach Ost- oder West-Pakistan,



die Hindus nach Indien. So stoßen wir gerade in den Großstädten auf eine ungeheure Wohnungsnot. Um die früheren Vororte hat sich ein Ring gebildet, in dem diese Flüchtlinge notdürftig unterzukommen suchten.

Es sind keine Häuser, keine Baracken und auch keine Hütten; primitive und primitivste Unterkünfte von wenigen Quadratmetern. Die Wände aus Brettern notdürftig zusammengehauen oder sogar aus Rohr und Schilf, die Dächer aus demselben Material oder aus altem Wellblech, die Vorderfront zur Straße offen oder allenfalls mit einem Baumwollvorhang geschützt. Kalkutta soll vor 15 Jahren etwa 2 Millionen Einwohner gehabt haben, heute schätzt man die Zahl auf etwa 6 bis 8 Millionen. Das besagt alles.

Wandert man abends durch die Straßen, insonderheit in der Nähe des Basars oder der Hotels im Europäer-Viertel, so ist man überrascht von den vielen Menschen, die offensichtlich nicht einmal ein notdürftiges Nachtquartier haben und in ihre weißgrauen Tücher gehüllt auf den Straßen, auf den Treppenstufen vor dem Eingang der Läden, wenn es hochkommt, auch auf einem Brettergestell, auf den Bahnsteigen, auf den Verkehrsinseln usw. übernachten.

Vorher haben sie abgekocht und es ist ein eigenartiges Bild, wenn man auf einer solchen Verkehrsinsel eine Gruppe von 6 oder 8 dieser dunkelhäutigen Gestalten schlafen sieht, den Kopf ver mummt und nur die mageren Beine aus dem Gewand herausragend, daneben einige der heiligen



Kühe, die mitten in der Steinwüste der Großstadt wiederkäuend sich just denselben Platz zum Ausruhen ausgesucht haben. Daneben eine dritte Gruppe, die mit der Abendmahlzeit noch nicht fertig ist, und zwischen ihnen hindurchkletternd den ganzen Strom von Menschen, der aus der Straßenbahn steigt oder in sie einsteigen will. Es stört sich keiner daran, man hört kaum einmal ein böses Wort, und auch der Polizist würde niemals Anstoß daran nehmen. Uns allerdings störte, daß sich mit dem Bild, das sich uns dort bot, auch noch ein beißender Gestank des Heizmaterials verband. Kohle und Holz sind knapp, also kocht ein großer Teil der Eingeborenen auf Kuhmist. Man soll die Bedeutung dieser Ware als Handelsartikel nicht unterschätzen. Wir sahen diese Fladen oft an den Hüttenwänden, an Mauern und an anderen sonnigen Stellen fein säuberlich aufgeklebt zum Trocknen, und wir begegneten manchen Ochsen-, Esel- und Kamelkarawanen, bei denen die Tiere mit nichts anderem beladen waren als mit großen Körben und Säcken voll Kuhmist.

Verwirrend für den Neuankömmling ist das Leben und Treiben auf den Straßen. Er weiß nicht recht, wie er all diese Menschen einordnen soll. Er sieht nur immer wieder, wie einfach, ja primitiv selbst in der Innenstadt große

Teile der Bevölkerung leben. Er hat das Gefühl, daß kein Inder auch nur eine Minute am Tage nur einmal für sich allein sein könnte, so wimmelt es von Männern, Frauen und Kindern.

Die Straßen vor den europäischen Hotels sind natürlich Lieblingsplatz für Bettler aller Art. Die Dreistigkeit, mit der sie den Fremden verfolgen, ist geradezu eine Plage. Kleine und kleinste Kinder, vollkommen nackt, in Kuhmisttasche gewälzt, aber mit einem Schmuck am Hals oder an den Füßen, kleben wie Kletten an dem fremden Sahib, dessen Geldbörse sie gern erleichtern möchten. Steigst du ins Auto, dessen Fenster wegen der Temperatur immer offen stehen, so recken sich 10 oder 20 bettelnde Hände von allen Seiten vor dein Gesicht, noch bevor der Chauffeur abfahren kann. Man erzählt, daß viele Frauen sich fremde Kinder ausleihen, ja, daß Kinder sogar schon kurz nach der Geburt verstümmelt und als Bettelkinder stunden- oder tageweise vermietet werden. Auch Aussätzige, in deren Gesicht man nur noch das Nasenbein und die Zähne,



aber kein Fleisch mehr sieht, sind nicht selten anzutreffen, doch es wäre falsch, nach diesen Eindrücken etwa das ganze Volk zu beurteilen.

Im Gegenteil, es fiel uns auf, daß man selten verbitterte Menschen sah, daß offensichtlich weitaus die meisten ihr Los mit einer gewissen heiteren Ausgeglichenheit tragen und im Essen und Trinken, aber auch in allen anderen Dingen des täglichen Lebens so anspruchslos sind, daß wir Westeuropäer, wenn wir es nicht selber gesehen haben, uns kaum den richtigen Begriff davon machen können. Straßenbahnen und Omnibusse sieht man sehr viel im Stadtbild, aber die Weißen benutzen das Auto oder die wenigen Rikschas, die anscheinend im Aussterben begriffen sind.

Da wir auf unsere gewohnte europäische Verpflegung nicht ganz verzichten wollten, blieben uns für die Mahlzeiten nur die wenigen Europäer-Hotels. Hierzu ein kleines, lustiges Erlebnis: Im vornehmsten Hotel ein chinesisches Restaurant, blitzblank und sauber und das Essen auch sehr appetitlich. Erst nachher sahen wir, wie einer der Küchenboys im Hof mit einer alten Blechbüchse das Dreckwasser aus der Gosse schöpfte und über den Käse, den er reiben sollte, goß.

Wenn du in Indien etwas kaufen willst, mußt du vor allem eins haben, — Zeit. Der Geschäftsmann hat auch Zeit und er scheint es gar nicht sehr zu lieben, wenn du es so eilig hast. Also schaut man sich erst mal ganz ruhig die Auslagen an, fragt dann nach dem Preis, erklärt, daß er 100 Prozent übersetzt sei, sieht sich etwas anderes an, findet auch das viel zu teuer und macht Anstalten, den Laden wieder zu verlassen. Dann beginnt erst das richtige Geschäft. Jetzt geht der Verkäufer unter vielen Beteuerungen ob der Höhe seines Verlustes langsam herunter, doch du zeigst dich allmählich immer weniger interessiert und verläßt schließlich mit leeren Händen das Geschäft. Du kannst sicher sein, daß der Inhaber dich nach einigen Metern auf der Straße eingeholt hat, um dir zu sagen, daß er es sich doch noch einmal überlegt habe und gerade weil du aus Deutschland kommst, dir ein besonders vorteilhaftes Angebot machen möchte. Dann verträgstest du ihn vielleicht auf morgen oder übermorgen. Und dann geht nach ein oder zwei Tagen dasselbe Spiel noch einmal los. Glaube aber nicht, wenn ihr d a n n statt zu 100 zu



60 handelseinig geworden seid, daß du günstig eingekauft habest, denn wahrscheinlich lag der echte Preis doch nur bei 50.

Im Basar mußt du aufpassen. Schon wenn der kleine Boy am Portal, der mit seiner Strohschüssel auf dich wartet, um dir die Einkäufe nach Hause oder ins Hotel zu tragen, sich zu deinem Führer aufwerfen will, kannst du gewiß sein, daß du niemals das finden wirst, was du eigentlich kaufen wolltest. Du suchtest vielleicht ein kleines Andenken, er schleppt dich aber stur in den Teil des Basars, wo Schuhe oder Sandalen zu haben sind, denn ihm liegt ja gar nicht so viel an dem Trinkgeld, das du ihm gibst, sondern mehr an der Provision, die er von seinem festen Prinzipal bekommt, wenn er ihm einen neuen Kunden zuführt.

Die weißen Frauen gehen gleichwohl gern in den Basar. Sie müssen es auch hin und wieder schon deshalb tun, damit sie über die Preise in etwa orientiert sind. Fein säuberlich — ich meine räumlich — sind die Metzgerstände der Hindus

von denen der Mohammedaner getrennt. Dem Hindu ist die Kuh heilig, er würde also auch niemals eine Kuh schlachten. Dem Mohammedaner ist das Schwein unrein, also schlachtet der Hindu das Schwein und der Mohammedaner die Kuh. Paß nur auf, daß nicht, wenn du gerade Rindfleisch kaufst, dein Trägerboy ein Hindu ist. Es kann dir passieren, daß er dir unterwegs die Einkäufe ausschüttet und im Gewühl des Basars verschwunden ist, weil er doch als kleiner Hindu nicht mit Rindfleisch in Berührung kommen darf.

Nun haben die europäischen Familien heute zwar nicht mehr so viel einheimisches Dienstpersonal wie früher, aber wohl jede weiße Frau beschäftigt einen Koch. Dieser kocht nur für die weiße Herrschaft, nicht für sich selbst. Er würde wohl auch dem europäischen Speisezettel nichts Besonderes abgewinnen. Sein Lohn ist niedrig, aber er hat selbstredend seine Nebeneinnahmequellen, denn er kauft ja auch selber ein. Ehrensache, daß alles, was er nach Haus bringt,

10 oder 15 Prozent teurer ist, als er es bezahlt hat. Das kennt jede weiße Frau. Es hat sich so eingebürgert, daß keiner irgendetwas dagegen sagen würde. Nur wenn es der Koch gar zu bunt treibt, bekommt er von ihr zu hören, daß bei 15 Prozent Aufschlag die Grenze nach oben ihr Ende finden muß, ansonsten er am nächsten Tag woanders kochen könnte. Bekommt doch da eine weiße Sahib Besuch aus ihrer Heimat. Um ihm etwas Besonderes zu bieten, schickt sie ihren Koch zum Basar, er soll drei Hühner kaufen, aber nicht so zähe und magere, sondern schöne fette Fleischhühner. Die weiße Sahib sitzt inzwischen mit ihren Gästen beim Tee, als der Koch zurückkommt und fragt: „Wohin mit den Hühnern?“ „Lege sie schon in den Kühlschrank.“ Am Abend die schüchterne Frage des Kochs: „Sahib, wird es den Hühnern im Kühlschrank denn

eines Abends mit dem Riesengepäck durch das Gewühl der Howra-Station, dem Ausfallbahnhof von Kalkutta in Richtung Bombay. Schwer ist es, in den weiten Hallen zwischen all den Menschen, die auf die Züge warten oder vielleicht sogar auf dem Bahnhof leben, auch nur einen Quadratfuß freien Boden zu finden. Unsere Gepäckträger haben wir längst aus den Augen verloren und schon sagen wir im Geiste unserem Hab und Gut „Auf Nimmerwiederssehen!“ Aber diese Gepäckträger, für uns Neulinge nicht als solche erkennbar, bilden eine festgeschlossene, gut disziplinierte Gilde. Und das überraschendste dabei ist, daß sie feste Taxen haben, zwar versuchen, darüber hinaus noch ein Trinkgeld zu bekommen, aber nicht unbedingt darauf bestehen. Erstaunlich, was sie schleppen, diese schmächtigen und kleinen Gestalten, denen anscheinend kaum eine Last etwas ausmacht, die ihr Körpergewicht bei weitem übersteigt. Zwei, ja drei Koffer packen sie sich auf den Kopf und dann jonglieren sie in aufrechter Haltung durch das Gewühl, sind wieder verschwunden und stehen doch zur rechten Zeit vor dem Abteil. Die mit Wachstuch bezogenen Bänke werden heruntergeklappt, die Decken ausgebreitet, das Bettlaken darüber, schnell noch etwas Obst und Sodawasser gekauft, das nach einer halben Stunde schon wieder brühwarm ist, und dann rattert der Zug los. Du mußt nur aufpassen, daß nicht auf der nächsten Station ungebetene Gäste sich auch noch ins Abteil schieben, denn du hast ja sämtliche Plätze bezahlt, um zu zweit oder zu viert zu bleiben.

Die indischen Wagen haben dreifache Fenster, nach außen eine Art Holzjalousie, davor ist ein Glasrahmen und davor nochmal ein feines Netz. Sieh also zu, wie du am besten zurechtkommst. Willst du frische Luft haben, mußt du schon die Jalousien und das Glasfenster hochziehen. Du wirst dich am nächsten Morgen aber freuen, wie dick der Staub auf deinem Bettzeug, auf deinem Anzug, der Krauwatte und auf dem Gepäck liegt.

Gegen 6 Uhr morgens sind wir am Ziel. Heimische Laute um uns. Die Deutschen, denen wir unsern Besuch avisirt hatten, ließen es sich nicht nehmen, uns am Bahnhof abzuholen. Jamshedpur, die Hüttenstadt Indiens, mit den großen weltberühmten Tata-Werken, bietet nun doch schon ein ganz anderes Bild als Kalkutta. Der Ort liegt höher, die Luft ist daher reiner. In nicht allzu großer Ferne laufen

nicht gar zu kalt werden?“ Da erst stellte es sich heraus, daß er lebende Hühner gekauft hatte.

Eine Eisenbahnfahrt von Kalkutta nach Jamshedpur.

Die Entfernung beträgt etwa 400 km. Wir müssen Schlafwagen nehmen, kein Schlafwagen nach deutschen Begriffen, denn wir müssen uns unser Bettzeug selbst mitbringen. Gastfreundliche Menschen helfen uns mit Decken, Betttüchern und Kopfkissen aus, und so kämpfen wir uns



Copyrighted Archives

Solange Mutter
Natur in diesem
Erdeil Bambus
wachsen läßt,
wird es schwer sein,
Stahlrohre für
Baugerüste zu verkaufen.



kleinere Gebirgszüge, die auch der ganzen Gegend ein viel freundlicheres Ansehen verleihen. Weitläufig gebaut ist diese Stadt mit 350 000 Einwohnern, doch dem Fremden bleibt es unverständlich, wo eigentlich diese Menschen alle wohnen. Zwar sieht man in den Eingeborenen-Vierteln, ähnlich wie in den Außenbezirken von Kalkutta, diese schmalen, engen Behausungen, aber sie sind nicht so primitiv gebaut, wenn auch für deutsche Begriffe zum Wohnen unmöglich. In der Innenstadt findet man große, oft recht gut gepflegte Gärten mit den Bungalows (in der Regel einstöckige, flach gebaute Häuser mit breiter Terrasse), breite, saubere und asphaltierte Straßen mit schönen alten Bäumen, an den Straßenseiten tiefe Gossen, die Tag für Tag von einer Schar von Straßenfegern gesäubert werden. Offensichtlich, daß die großen Eisen- und Stahlwerke der Tata Iron mit dazu beigetragen haben, der Bevölkerung dieses Gebietes schon einen ganz anderen Lebensstandard zu geben, als wir es anfangs in Kalkutta sahen. Unser Hotel gehört auch dem Werk. Es macht einen recht guten und sauberen Eindruck. Man muß sich natürlich daran gewöhnen, daß die Wände nicht tapeziert sind und daß das Bad mit seinem Zementboden und der gußeisernen Badewanne dem entspricht, was wir bei uns auf dem Lande eine Waschküche nennen würden. Man muß sich auch daran gewöhnen, daß diese kleinen, fahlgelben Eidechsen, die

an den Wänden, hinterm Schrank oder hinter dem Spiegel so flink hin und her huschen, gar keine bössartigen Tiere sind, sondern dafür sorgen, daß du unbelästigt von Fliegen und Mücken schlafen kannst. Nur mußt du aufpassen, daß sich so eine Eidechse nicht gerade von der Decke herunterfallen läßt, wenn sie genau über deinem Bett ist, denn die Nächte sind immer noch so warm und das Bettuch riecht auch immer noch so muffig, daß du am liebsten auf deinem Lager ruhst, wie dich der liebe Gott geschaffen hat. Doch jetzt war es Zeit, unseren Lieben in der Heimat mal einen Kartengruß zu schicken. Unmöglich, im ganzen Ort eine Ansichtskarte aufzutreiben, vergeblich auch der Versuch, beim Fotografen eine Karte zu erwischen, die die Verbindung mit der Heimat wieder herstellen sollte. Bleibt also nur der Brief. Wirf den frankierten Brief nicht in den Kasten! Du kannst mit großer Sicherheit annehmen, daß er dann nicht ankommt. Wie leicht ist es, die ungestempelten Marken wieder abzulösen und nochmals zu verkaufen. Wandere also treu und brav mit deinem Brief zum Postamt. Kaufe dir dort die Marken am Schalter, reiche sie nebenan durch das Gitter, wo ein brauner Postgehilfe am Boden hockt, mit einem Stempel und einem Stempelkissen ausgestattet, unter deinen Augen die Marken entwertet und dir dann den Brief zurückreicht, den du am Schalter wieder abgibst.

(Wird fortgesetzt.)

Kluppen der Erziehung

Auch bei Kindern, die im allgemeinen gutartig und leicht zu erziehen sind, kommen gelegentlich Zeiten vor, in denen sie Schwierigkeiten machen. Die Eltern sind dann erschreckt und oft ratlos. Vielfach aber handelt es sich um Erscheinungen, die keineswegs als charakterliches Versagen des Kindes, vielmehr als vorübergehende Entwicklungserscheinungen aufzufassen sind.

So kann es z. B. vorkommen, daß ein Kind plötzlich anfängt, seltsame Geschichten zu erzählen, die es erlebt haben will, die aber offenbar Gebilde seiner Phantasie sind, die keinerlei wirkliche Grundlage haben. Indem das sonst wahrheitsliebende Kind steif und fest behauptet, die Dinge erlebt zu haben, ist es scheinbar zum Lügner geworden. Es verhält sich aber so, daß die meisten Kinder einmal in ihrem Heranwachsen eine Zeit durchmachen, in der sie stark „eidetisch“ sind. Man bezeichnet so einen Seelenzustand, in dem der Mensch glaubt, daß sich Gebilde seiner Phantasie oder Gehörtes tatsächlich in seinem Leben ereignet hätten. Hier liegt eine nicht unerhebliche Gefahr der Kindesaussagen im Zusammenhang mit kriminellen Verfahren vor. Aber es ist für die Eltern gut, zu wissen, daß solche eidetischen Perioden vorüber gehen. Es ist zweckmäßig, die aus dieser Quelle stammenden Flunkereien freundlich anzuhören, vielleicht auch Zweifel zu äußern und das Kind auf das Unwahrscheinliche des Erzählten aufmerksam zu machen. Man sollte jedoch nicht heftig werden, nicht in Strenge auf einem Wahrheitsbeweis beharren, sondern besser über das Ganze leicht hinweggehen und die Phantasie des Kindes auf etwas anderes ablenken. Die Zeit solcher phantastischen Erzählungen und Aufschneidereien geht im allgemeinen bald vorüber.

Eine andere entwicklungsbedingte Erscheinung sind die Zeiten, in denen sich bei den Kindern eine besondere Neigung zu Ungehorsam und Trotz zeigen. Eine solche Zeit liegt etwa zwischen dem 3. und 5. Lebensjahr, eine andere fällt in die Zeit der geschlechtlichen Reife. Wenn man bemerkt, daß ein Kind, das man sonst als gehorsam kennt, unerwartet widerspenstig wird, so braucht man sich deshalb, wenn die Erscheinungen ein gewisses tragbares Maß nicht überschreiten, nicht zu beunruhigen. Man muß dem Kinde durch besondere Ruhe, Gleichmütigkeit und Verständnis über diese Zeit hinweghelfen, Nachsicht zeigen, ohne jedoch

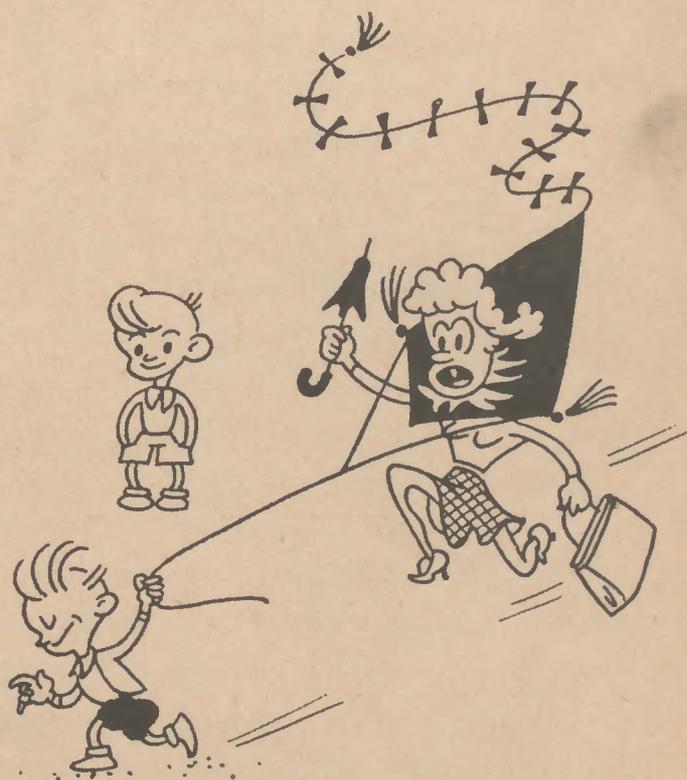
die grundsätzliche Bestimmtheit in der Haltung aufzugeben. Es gilt besonders, es möglichst nicht zu Kraftproben vor anderen Leuten kommen zu lassen und nach Möglichkeit zunächst die gefühlsmäßige Spannung, welche die Trotzäußerungen fast immer begleitet, absinken zu lassen. Jeder Versuch auf ein übererregtes Kind erzieherisch einzuwirken, ist zumeist vergeblich, ja man steigert die Erregung nur dadurch. Die Beeinflussung, gleichviel ob sie sich beim kleinen Kind mehr suggestiv-zusprechend oder beim Jugendlichen verstandesmäßig-überzeugend vollzieht, muß erfolgen, wenn das Kind sich von selbst wieder beruhigt hat.

Schließlich seien noch erwähnt Zustände, bei denen Kinder krankhafte Erscheinungen zeigen, die offenbar im Zusammenhang mit bestimmten Vorgängen stehen, vor denen das Kind Abscheu oder Angst hat. Es wird ihm z. B. übel oder es bekommt Kopfschmerzen, wenn es einen bestimmten Besuch machen, eine bestimmte Arbeit verrichten soll. Der Erwachsene faßt das gelegentlich als eine bewußte Vortäuschung, als Simulation auf, was sich dadurch zu erweisen scheint, daß die Krankheit zumeist schnell verschwindet, wenn die verabscheute Handlung entfällt. Es handelt sich aber nicht um Verstellung, sondern um eine „Flucht in die Krankheit“. Das Unterbewußtsein des Kindes

führt die krankhaften Erscheinungen, die das Kind selbst durchaus echt und keineswegs gewollt empfindet und erlebt, herbei, um so die gefürchteten Erlebnisse zu vermeiden. Die Behandlung solcher Fälle besteht darin, daß man vor allem die Zusammenhänge zu erkennen versucht, d.h. klar zu sehen, was durch die Krankheit erreicht werden soll. Dann fragt es sich, ob man diese abgelehnten Dinge (z. B. Ausführung bestimmter Besuche) dem Kinde nicht ersparen kann und ersparen sollte. Wenn dies jedoch nicht angebracht erscheint oder nicht möglich ist, muß man versuchen, das Kind seelisch zu einer anderen Einstellung zu den abgelehnten Vorgängen zu bringen. Man muß ihm vor allem in ruhiger Freundlichkeit seine Ablehnung bewußt machen und versuchen, es zur Aufgabe dieses Widerstandes zu bringen. Das kann etwa dadurch erfolgen, daß man die äußeren Bedingungen der Handlung ändert — etwa Besuche abkürzt — oder aber auch daß man das Kind, wenn es genügend Vernunft besitzt, von ihrer Notwendigkeit, auch vom Standpunkt seiner eigenen Interessen, überzeugt.

In der Erziehung lassen sich keine Universalrezepte geben. Immer aber ist es ein bedeutender Erfolg, wenn es gelingt, die Kräfte der Selbstentwicklung in einem jungen Menschen zu wecken.

F. M.



„Jib Jas, Paule, der Drachen steijt!“



Nun noch die Grünanlage und alles ist fertig.

Vor wenigen Wochen konnten 46 glückliche werksangehörige Familien ihre neuen Wohnungen am Rathaus Benrath beziehen.

Es kribbelte und krabbelte, surrte und schwirrte wie in einem Ameisenhaufen, als die neuen Mieter mit ihrem Hab und Gut am Wohnblock Benrath, zwischen Hospital-, Benrode- und Benrather Rathausstraße, fast massiert eintrafen. Ein kaum entwirrbares Knäuel von Menschen, Möbelwagen, Lastwagen und sonstigen Fahrzeugen. Wo ist das Ofenrohr, wo die Werkzeugkiste, wo sind die Bierflaschen? Mancher Stoßseufzer wurde gen Himmel gesandt! In kürzester Zeit aber ging alles vorüber, und heute sitzen die Glücklichen zufrieden in ihren Heimen. Vergessen sind alle Schwierigkeiten, vergessen die Ungewißheit: Werde ich dabei sein? Ob es dieses Mal mit

einer Wohnung für mich klappt? Vorüber ist die Zeit der Spannung, des Überlegens und – vielleicht auch der Sorgen.

Es waren langwierige und schwierige Verhandlungen mit der Bauherrin, der Garten- und Heim-GmbH. Köln, sowie große finanzielle Aufwendungen unserer Gesellschaft nötig, um zu dem gewünschten Erfolg zu kommen. Seit dem Frühjahr 1952 ging es hin und her, damit alles ordentlich unter Dach und Fach gebracht wurde.

Im Wohnblock Benrath konnten bezogen werden:

- 18 Zweiraum-Wohnungen mit Diele u. Bad
 - 23 Dreiraum-Wohnungen mit Diele und Bad
 - 3 Vierraum-Wohnungen mit Diele und Bad
 - 2 Fünfraum-Wohnungen mit Diele und Bad
- 46 insgesamt.

Wieder ein Schritt weiter

IM KAMPF GEGEN
DIE WOHNUNGSNOT!



Selbst ist der Mann?

Das erste wohlverdiente Täßchen Kaffee im neuen Heim.



Davon waren:

- 1 Wohnung an einen inneren Umsiedler,
- 18 Wohnungen an innere Umsiedler und zugleich Lastenausgleichsberechtigte und
- 10 Wohnungen an Lastenausgleichsberechtigte zu vergeben, während
- 17 Wohnungen frei vermietbar waren.

Durch Erfassung freiwerdender Altwohnungen, Tausch oder Ringtausch, konnten im Zuge der Vergabe obiger Neubau-Wohnungen weitere 27 Werksangehörige mit einer Wohnung bedacht werden, so daß insgesamt

73 Belegschaftsmitglieder

wohnungsmäßig versorgt wurden. Eine erfreuliche Zahl!

Für viele Familien ist der Wunsch, eine eigene Wohnung zu haben, nun Wirklichkeit geworden. Diejenigen aber, welche dieses Mal noch nicht berücksichtigt werden konnten, mögen nicht ungeduldig werden — auch für sie ist es eines Tages so weit.

Zum Schluß ein mahndendes Wort an die neuen Mieter. Bitte, pflegt Eure Wohnungen und die Hausgemeinschaft und vergeßt nicht, daß Ihr Stahl- und Röhrenwerker seid.

H. Kann, Grundstücksverwaltung



Bildnachweis: Die Presserei (4): Werksarchiv, (1) Demag · Schweißen und Schneiden: Werksarchiv · Vorhang auf: DAB-Bildstelle · Unterwegs für „Reisholz“ · Verfasser · Wieder ein Schritt weiter und Umschlagbild: Croll, Benrath · Schnell! — die Sonne scheint · Edith Willutzki · Alle übrigen Bilder: Werkphoto.

Herausgegeben von der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH., Düsseldorf-Reisholz. Verantwortlich: Direktor August Best, Düsseldorf-Reisholz. Erscheinungsweise: In zwangloser Folge. Einsendungen an die Sozialabteilung mit dem Kennwort „Werkmitteilungen“. Druck: Aussaat - Verlag GmbH., Wuppertal. Grafische Gestaltung: Karl Busch.

Durch den Tod gingen von uns :

Wilhelm Becker
Pensionär, zul. Glüher
am 13. 7. 54

Rudolf Hussmann
Pensionär, zul. Dreher
am 18. 7. 54

Peter Hilgert
Pensionär, zul. Glüher
am 3. 8. 54

Franz Schröder
Pensionär, zul. Glüher
am 18. 7. 54

Wichtiges mit wenig Worten

Befördert wurden mit Wirkung vom 1. August:

Theodor Seydel zum Meister der Reparaturschlosserei,
Walter Busch zum Meister der Präzisionskaltzieherei II.

Handlungsvollmacht erhielten vom gleichen Termin an:
Robert Held und Walter Thierbach, beide Abt. Einkauf.

Die Hauptabteilung Sozialwesen leitet ab 1. September
Handelsbevollmächtigter Hubert Kann.

Als neuer Mitarbeiter übernimmt Dipl.-Ing. Franz Preinfalk am 1. September die Leitung der Elektr. Werkstätten Reisholz und Oberbilk.

In den Aufsichtsrat unserer Gesellschaft wurde an die Stelle des im Februar verstorbenen Bürgermeisters Robert Görlinger Bundestagsabgeordneter Robert Daum, Wuppertal, berufen. 1. stellv. Vorsitz ist jetzt Regierungsdirektor Dr. Ing. Wilhelm Bischof.

Schnell!-

die Sonne scheint



Einer der wenigen Sonnentage dieses Sommers wurde in unserem Kinderheim in Flammersfeld benutzt, um ein paar Aufnahmen zu machen. Wir hängen dem Bildergruß der „Großen“ aus dem Schwarzwald in dem vorausgegangenen Heft hier den der „Kleinen“ an und hoffen, ihren Eltern damit eine Freude zu bereiten.



Die Geschichte von dem Hute



Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krempe hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwei Krempe aufzusteifen.

Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgestellten Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmält.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Mute
Die dritte Krempe zu dem Hute.

O rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Stetolicher erfand!
Er, er erhöht das Vaterland!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzten Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände,



Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schürren ein.

Nun geht er aus und alle schrein:
Was sehen wir! Sind's Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsternis verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schmüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,



Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hochgestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Geist und Witz verliehen!
Nichts sind die andern gegen ihn!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefastten Hut dem Erben,

Und jedesmal ward die erfundene Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.
Was mit dem Hut sich ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk war neu, er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ich's kurz zusammenzieh',
Es ging dem Hut fast wie der Philosophie.

Christian Fürchtegott Gellert